

Ingo Bierschel

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kambodscha

vom 15. Oktober bis 26. November 2005

Der Vietnamkrieg und die Folgen für die politische Entwicklung Kambodschas

Von Ingo Bierschel

Kambodscha, vom 15. Oktober bis 26. November 2005



Inhalt

1. Zur Person	14
2. Intro	14
3. Grundlegendes	14
4. Kambodscha im Sog des Krieges	16
5. Der Krieg gegen Bäume: Kambodschas Urkatastrophe	18
6. Von allen guten Geistern verlassen	20
7. Nur herübergeweht: Der Schrecken des gelben Taus	22
8. Ein Schauspieler auf der Bühne des Kalten Krieges	24
9. Ein König, ein General und die CIA	26
10. An die Macht gebombt: Vom Aufstieg der Roten Khmer	28
11. Das Tribunal: Gerechtigkeit für die Opfer?	31
12. Die Erben des Krieges: TNT für den Rausch der Vergessenen	35
13. Stabilitätsfaktor Diktatur: Im Auftrag des Hun Sen	36
14. Die dunkle Seite der Macht	40

1. Zur Person

Ingo Bierschel wurde 1977 in Krefeld geboren und studierte an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf Neuere Geschichte, Informationswissenschaften und Sport. Die ersten journalistischen Erfahrungen sammelte er bei der Betreuung der Zeitung des heimischen Fußballvereins. Studien begleitend schlossen sich ein Praktikum bei der Westdeutschen Zeitung in Wuppertal und die Tätigkeit als studentischer Mitarbeiter in der Redaktion von RTL Newmedia an. Derzeit arbeitet er als Freier Mitarbeiter für die Redaktion der Nunet AG.

2. Intro

Durch den ersten Besuch Kambodschas 2002 wurde mein Interesse für dieses ursprüngliche Land vollends geweckt. Vor mir breitete sich Angkor Wat, das Heiligtum der Khmer-Kultur aus. Aufgrund der Hitze beschloss ich, mir vor dem Besuch noch Wasser zu kaufen. Abseits des steinernen, brückenartigen Zugangs fand ich einen Jungen, der die üblichen Plastikflaschen verkaufte. Wir kamen ins Gespräch und er lud mich ein, mit seinen Freunden hundert Meter weiter im Schatten etwas zu essen. Nach und nach wurde die Gruppe immer größer. Ein etwa 25-Jähriger stach heraus. Wir unterhielten uns über die Zustände im Land und kamen auf die Geschichte zu sprechen. In sehr gutem Englisch erklärte er mir, dass er vor über zehn Jahren mit einigen Freunden in den Wald gegangen sei, um sich vor übrig gebliebenen Freischärlern der Roten Khmer zu verstecken. Lange hätten sie nur von Früchten und wilden Tieren gelebt. Eines Tages habe einer seiner Gefährten eine im Baum befestigte Mine ausgelöst. Zwei seiner Freunde seien bei der Explosion gestorben, er habe schwer verletzt überlebt. Wie zum Beweis zog er sein T-Shirt hoch und präsentierte mir seinen von Narben entstellten Körper. Fortan wollte ich mehr über dieses mir bis dahin unbekannte Land erfahren. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung eröffnete mir die Möglichkeit, angelesenes Wissen durch eigene Recherche zu vertiefen.

3. Grundlegendes

Mit archaischer Gewalt breiten sich die Wurzeln der Bäume über die alten Gemäuer des Tempels aus. Nachdem Henri Mouhot die Tempelanlage von Angkor für die Welt wieder entdeckt hatte, beschlossen Restauratoren Ta Phrom als einzigen Tempel so zu belassen, wie Mouhot ihn 1868 vorge-

funden hatte, vom Dschungel überwuchert. Symbolisch steht er für das ungezähmte, wildromantische Kambodscha.

Worauf der Name des Landes, dessen Fläche etwa die Hälfte Deutschlands einnimmt, zurückgeht, ist nicht eindeutig zu klären. Menschen mit schwarzem Humor, wie der Motorradtaxi-Fahrer Phat Monyrak, basteln aus der landestypischen Bezeichnung Kampuchia [kam (=schlechtes karma), puch (=Ursprung), chia (=gesund sein)] den viel sagenden Satz: Kam muay puch moen chia (Schlechtes Karma verfolgt das Leben seit dem Ursprung und es wird nie besser).

Mit 181.000 Quadratkilometern ist das Land, das im Nordwesten an Thailand, im Norden an Laos und im Osten an Vietnam grenzt, etwa halb so groß wie die Bundesrepublik. Neben den Khmer, die 85 Prozent der 13,7 Millionen Menschen umfassenden Bevölkerung stellen, entfällt der größte Anteil unter den Minderheiten auf Vietnamesen und Chinesen. In den Bergregionen der nordöstlichen Provinzen Rattanakiri und Mondulki-ri lebt darüber hinaus eine Reihe kleinerer ethnischer Gruppen, die meist zusammenfassend Khmer Loeu (Hochland-Khmer) genannt werden. Über 90 Prozent der Bevölkerung sind Anhänger des in Südostasien weit verbreiteten Theravada-Buddhismus, der ursprünglich aus Sri Lanka stammt und, der wie die Angkor-Kultur, die sich an der hinduistischen Götterwelt ausrichtet, durch indische Händler seinen Weg in den östlichen Teil Asiens fand.

Auf dem Papier erfüllt Kambodscha alle Kriterien, die ein klassisches Entwicklungsland charakterisieren. Mit einem Pro-Kopf-Einkommen von jährlich 315 Dollar gehört es zu den 19 ärmsten Staaten der Welt, für die der Internationale Währungsfond im Dezember 2005 einen hundertprozentigen Schuldenerlass beschloss. Das Bevölkerungswachstum von zwei Prozent, bei einer Säuglingssterblichkeit von 7,1 Prozent, gehört zum höchsten der Region. Neben dem niedrigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsstand haben sich die Tragödien der jungen Geschichte auf die Bevölkerungsstruktur ausgewirkt. 37 Prozent der Einwohner Kambodschas sind unter 15 Jahre alt.

Gemäß der 1993 mit Hilfe der UN ausgearbeiteten Verfassung ist Kambodscha eine konstitutionelle Monarchie. Nach der Abdankung von Norodom Sihanouk, dem ‚Vater der Unabhängigkeit‘, der in weiten Teilen des Landes noch immer wie ein Halbgott verehrt wird, hat dessen Sohn Norodom Sihamoni seit dem 14. Oktober 2004 die Rolle des Staatsoberhauptes inne. Die eigentliche Macht jedoch übt Hun Sen, seit 1985 Premierminister, aus, der sich nach den Wahlen von 2003 auf eine Koalition seiner CPP (Cambodian Peoples Party) und der königlichen FUNCINPEC (Front uni national pour un Cambodge indépendant, neutre, pacifique et coopératif) stützt.

Mehr als 1.000 Jahre sind vergangen, seit die Könige von Angkor ein Reich beherrschten, das sich vom heutigen Myanmar über Thailand bis nach Vietnam erstreckte. Durch die Cham, eine Volksgruppe, die in der Küstenregion des heutigen Vietnams lebte, fand die Hochkultur der Khmer ein jähes Ende. Angkors Ruhm, die herausragende Kultur und die architektonischen Meisterwerke verblassten und verschwanden im Dschungel. Krieg und Fremdherrschaft waren seither das Bindeglied zwischen Kambodscha und Vietnam. Mit dem Anbruch des Kolonialzeitalters allerdings erhielt diese Verbindung eine neue Dynamik. Für die Franzosen, die das heutige Laos, Vietnam und Kambodscha unter der Bezeichnung Indochina zusammenfassten und ab 1863 als Kolonialmacht beherrschten, war das Land an Tonle Sap und Mekong trotz des fruchtbaren Bodens nicht mehr als ein Puffer gegen die Siamesen und Briten im Westen. Das Hauptaugenmerk der Kolonialherren galt dem Süden Vietnams, dem so genannten Cochinchina im Bereich des Mekong-Deltas. Im 2. Weltkrieg besetzten die Japaner weite Teile Südostasiens. Nach der Kapitulation 1945 versuchte Frankreich die Kontrolle über das ehemalige Herrschaftsgebiet zurück zu gewinnen, doch wie auch in Afrika wurde der Einfluss der Kolonialmacht stetig zurückgedrängt. Nach dem ‚Cannae‘ bei Dien Bien Phu in den Bergen Nordvietnams 1954 war das Ende absehbar. Vehement drängte Kambodschas König Norodom Sihanouk, der als 19-Jähriger 1941 den Thron bestiegen hatte, auf die Unabhängigkeit seines Landes, die auf der Genfer Indochina-Konferenz 10 Jahre später formell anerkannt wurde. Es folgten die Goldenen Jahre, in denen Kambodscha einerseits vom kolonialen Erbe profitierte, andererseits aber – teils durch ausländische Hilfe – eine verhältnismäßige wirtschaftliche und kulturelle Blüte schuf. Doch auch diese fand ein abruptes Ende.

4. Kambodscha im Sog des Krieges

Knietief stehe ich in Altmetall und Plastikabfällen, um mich herum spielen Kinder, die sich Gesicht und Körper mit schwarzem Schlamm eingeschmiert haben. Über dem Schrottplatz im Hinterhof einer Siedlung aus einfachen Holzhütten steht die Mittagssonne hoch am Himmel. Triumphierend ruft eines der Kinder meinen Übersetzer herbei: Er hat sie gefunden, die Bombe! Glücklicherweise ist von dem Sprengkörper, den vor etwa 35 Jahren ein B-52-Bomber über der Region abgeworfen hatte, nur noch die eiserne Hülle übrig. Durch Sen Monoroum, der Hauptstadt der östlichen Provinz Mondulkiri, führte einstmals der Ho-Tschi-Minh-Pfad, über den die Kommunisten aus dem Norden Vietnams ihre Mitstreiter im Süden des Landes mit Nachschub versorgten. Um amerikanischen Angriffen auszuwei-

chen, transportierten die Kämpfer, oftmals waren es Frauen, alles Benötigte auf Fahrrädern und Karren durch Laos und Kambodscha entlang der Grenze bis in den durch den 17. Breitengrad abgetrennten Süden. Einer Ameisenstraße gleich schlängelte sich der Pfad durch den Dschungel. Bereits 1958 begann der Viet Minh, die vietnamesische Unabhängigkeitsorganisation, im Kampf gegen das von der Kolonialmacht Frankreich und den USA gestützte Bao-Dai-Regime mit dem Ausbau der Versorgungslinie. Federführend war dabei der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Indochinas, Le Duc Tho. Berühmtheit erlangte der spätere Außenminister Nordvietnams durch die Ablehnung des Friedensnobelpreises, den er für die Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens im Rahmen der Pariser Friedenskonferenz zusammen mit dem Nationalen Sicherheitsberater der USA, Henry Kissinger, bekommen sollte.

Bereits Mitte der 60er-Jahre, zu Beginn der Eskalation des Konflikts, rückten die Nachschubwege und Rückzugsgebiete der kommunistischen Verbände auf kambodschanischem Gebiet ins Fadenkreuz der US-Streitkräfte und ihrer südvietnamesischen Alliierten. In kleinen Kommando-Trupps, bestehend aus Mitgliedern der eigens geschaffenen Einheit der ‚Green Berets‘ und ARVN-Soldaten, stießen sie nach Kambodscha vor. Anfänglich waren es zumeist Sabotageaktionen, die sich gegen die feindliche Infrastruktur in der Grenzregion richteten. Entsprechende Operationen wurden unter dem Decknamen ‚Salem House‘ zusammengefasst. Zunächst beschränkten sich die Einsätze auf den nordöstlichen Teil Kambodschas an der Grenze zum ebenfalls vom Krieg betroffenen Laos. Schon 1966 protestierte Prinz Norindeth, ein Vertreter Sihanouks, gegen das Vorgehen der US-Streitkräfte und beklagte den Tod hunderter Kambodschaner. Bereits ein Jahr zuvor hatte Sihanouk die diplomatischen Beziehungen zu den USA mit ähnlicher Begründung abgebrochen. Auch zwischen kambodschanischen Truppen und Soldaten des Vietcong kam es immer wieder zu Scharmützeln, insgesamt aber duldeten die Verantwortlichen in Phnom Penh die Aktivitäten entlang des Ho-Tschi-Minh-Pfades. Ein Grund dafür waren sicher die finanziellen Zuwendungen, die Teile der königlichen Familie erhielten. Darüber hinaus verpflichteten sich die Vietnamesen, die kommunistischen Gruppen in Kambodscha, die zu einem wachsenden Problem für die Regierung geworden waren, nicht zu unterstützen. Allem voran aber waren die königlichen Streitkräfte angesichts ihrer Bewaffnung und Ausbildung gar nicht in der Lage, effektiv gegen die gut geschulten Guerilla-Kämpfer vorzugehen. Zudem hätten Angriffe auf die sich ausbreitenden Rückzugsgebiete die ohnehin wacklige Neutralität, die sich Kambodscha auf die Fahne geschrieben hatte, aus den Angeln gehoben – ein Umstand, den der clevere Diplomat Sihanouk klar erkannt hatte.

Ab Oktober 1968 änderte sich der Deckname der geheimen US-Operationen auf kambodschanischem Gebiet in ‚Daniel Boone‘. Symbolisch steht Amerikas Trapperlegende für den Einsatz von Einzelkämpfern in den weitläufigen Waldregionen. Unter dem neuen Titel nahmen Umfang und Ausmaß der Aktionen rapide zu. Die Soldaten waren befugt, Anti-Personen-Minen einzusetzen. Das Operationsgebiet wurde bis auf 20 Kilometer nach Kambodscha hinein erweitert.

Als Richard Nixon im Januar 1969 als Nachfolger Lyndon B. Johnsons ins Weiße Haus einzog, erhielt das Vorgehen der USA in Indochina eine neue Dynamik. Vor dem Hintergrund seiner Wahlversprechen und der allgemeinen Stimmungslage war Nixon entschlossen den Krieg zu beenden. Voraussetzung allerdings war eine Lösung, die es der Supermacht ermöglichte, das eigene Gesicht vor der Weltöffentlichkeit zu wahren. Dabei rückte Kambodscha als Ansatzpunkt des Hebels, um einen verkrusteten Konflikt aufzubrechen, in den Vordergrund.

5. Der Krieg gegen Bäume: Kambodschas Urkatastrophe

„Ich glaube, einer der wichtigsten Tagesordnungspunkte nach unserer Machtübernahme wird es wahrscheinlich sein müssen, die Politik gegenüber Kambodscha entscheidend zu ändern“, sagte der frisch gewählte US-Präsident Richard Nixon, bevor er am 21. Januar 1969 ins Weiße Haus einzog. „Ich wünsche einen genauen Bericht, worüber der Feind in Kambodscha verfügt.“ Nixon, der mit einem „geheimen Plan“ zur Beendigung des unpopulären Feldzugs in Indochina Wahlkampf gemacht hatte, musste Erfolge vorweisen. Die von ihm propagierte ‚Vietnamisierung‘ des Konflikts basierte auf einer Stärkung der südvietnamesischen Kräfte, die einen schrittweisen Abzug der eigenen Soldaten ermöglichen sollte. Unabdingbar für den Erfolg des Vorhabens war allerdings eine entscheidende Schwächung der gut organisierten Einheiten des Gegners, die sich immer wieder auf das Gebiet des Nachbarlands zurückzogen und von dort aus Angriffe gegen amerikanische Stellungen lancierten. Bereits 1968 hatte der Generalstab in Saigon Nixons Vorgänger Lyndon Johnson mit der Bitte um die Erlaubnis, die Rückzugsgebiete der kommunistischen Kämpfer in Kambodscha angreifen zu dürfen, in den Ohren gelegen. Vor dem Hintergrund der vorausgegangenen Bombardierung Nordvietnams, die ihren militärischen Effekt verfehlte, dafür jedoch wüste Proteste in der Weltöffentlichkeit gegen das amerikanische Vorgehen auslöste, wies Johnson das Anliegen der Militärs zurück. Bei seinem Nachfolger allerdings rannten die Generäle offene Türen ein. Nixon sah in der Bombardierung der Rückzugsgebiete die Chance, dem Krieg die nöti-

ge Wendung zu geben und ihm seinen persönlichen Stempel aufzudrücken. General Wheeler, der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, nährte diese Hoffnungen, indem er dem Präsidenten von einer „geheimen Kommandozentrale“ berichtete, von der aus die Operationen des Vietcong koordiniert würden. Ein Überläufer hätte von diesem Dschungel-Hauptquartier berichtet. Es sollte ein Mythos bleiben.

Mit Unterstützung seines Nationalen Sicherheitsberaters entschied sich Nixon für die Bombardierung Kambodschas, die allerdings unter allen Umständen geheim gehalten werden musste, hatte der Präsident seinem Gegenüber in Phnom Penh doch eine Woche zuvor gerade erst die territoriale Souveränität seines Landes zugesichert. Zwischen drei und sieben Uhr am Morgen des 18. März 1969 ließen die Bombenschützen, geleitet von den Radar-Bodenkontrolleuren im Bunker in Saigon, erstmals ihre Fracht über kambodschanischem Gebiet fallen. Jede Bombenkette schlug in einem Kasten von 3,2 Kilometern Länge und 800 Metern Breite ein. Bis zum 26. Mai 1970 wurden im Rahmen der ‚Operation Menu‘ 3.875 Angriffe gegen Ziele im Grenzgebiet geflogen, 108.823 Tonnen Bomben verwandelten die vermeintlich unbewohnten Gebiete in Kraterlandschaften.

„Es gab Vietcong-Kämpfer, doch die lebten im Wald“, erzählt Ngin van Thoun und bietet den Gästen Tee an. Sie lächelt, doch ihr Gesicht ist von den Spuren eines harten Lebens gezeichnet. Wir sitzen unter dem traditionell auf Stelzen gebauten Holzhaus der Familie. Diese Bauweise dient in erster Linie dazu, das Malariarisiko zu verringern, da sich die Anopheles-Mücke vorwiegend in Bodennähe aufhält. Darüber hinaus bietet das luftige Erdgeschoss einen Schattenplatz für die umherlaufenden Schweine und Hühner – und nicht zuletzt für die Menschen. Lumphat sieht heutzutage aus wie jedes andere Dorf in Kambodscha, zum Verhängnis wurde der einstmals größeren Stadt in der abgelegenen Nordostprovinz Rattanakiri die Nähe zum 35 Kilometer entfernten Vietnam. „1970 wurde die ganze Stadt zerstört“, berichtet Ngin van Thoun. „Nur ein Haus blieb stehen.“ Nach den ersten Angriffen sei ein Großteil der Bevölkerung geflüchtet, doch sie sei geblieben. „Einige Bewohner der Stadt gingen in den Wald, um mit den Roten Khmer und dem Vietcong gegen die Amerikaner zu kämpfen.“ Diejenigen, die sich den Kämpfern um Pol Pot, der sich zu diesem Zeitpunkt auf geschätzte 2.000 Anhänger stützte, angeschlossen hatten und im Wald mit den kommunistischen Waffenbrüdern aus Vietnam kämpften, kamen zumeist nicht bei Kampfhandlungen um. „Viele, die in den Wald gegangen waren, hatten nichts zu essen, bekamen Malaria und starben daran“, erklärt die 52-Jährige und schält Gemüse für das Abendessen.

Noch heute sind in Lumphat die Zeugen der Zerstörung zu sehen. Auf dem Rücksitz des Motorrads, das aufgrund der schmalen und teils schlamm-

migen Wege das ideale Fortbewegungsmittel darstellt, fahre ich mit meinem Begleiter zu einem Ort, den man mit Abstrichen als Gedenkstätte bezeichnen könnte. Auf dem Weg passieren wir ein völlig zerstörtes Gebäude, von dem nur noch die Grundmauern erhalten sind. „Das war die Schule“, ruft mir mein Fahrer und Dolmetscher zu. Wir erreichen ein notdürftig eingezäuntes Gelände und werden von einem jungen Mann begrüßt, dem wir erklären, dass wir die Bombentrichter sehen möchten. Wenig später bahnen wir uns unseren Weg durch Büsche und Gräser und erreichen einen kleinen Teich. Mit seinem Stock deutet der junge Führer aufs Wasser. Erst jetzt fällt mir die akkurate Form auf, es handelt sich um den bleibenden Fingerabdruck einer B-52-Bombe. Im Umkreis von 200 Metern befinden sich vier weitere Bombenkrater, die alle mit Wasser vollgelaufen sind und den Wasserbüffeln als Badewanne dienen. Auf dem Weg zurück deutet mein Dolmetscher auf ein selbst gemaltes Schild zwischen den Büschen. Mit Mühe kann ich darauf einen Totenkopf erkennen. Daneben befindet sich ein kleines Loch. Auf dem Grund lässt sich eine metallische Oberfläche ausmachen. In knapp einem halben Meter Tiefe liegt ein Blindgänger. Diese Altlasten des Krieges stellen eine ständige Bedrohung dar. Im Gegensatz zu den westlichen Provinzen, wo die Minengefahr ungleich größer ist, sehe ich hier immer wieder Menschen, denen Unterarme fehlen. Zumeist stammen die Verletzungen aus der Kinderzeit, verursacht durch das Spielen mit verrosteten Granaten, Anti-Panzerminen oder Munition.

Nur langsam wächst die Population der Stadt wieder an. „Nach den Bombenangriffen“, so erzählt Ngin van Thoun, „sind nur neun Familien geblieben“. Viele der Flüchtlinge kamen nicht mehr zurück. Die Geister der Toten schrecken die ehemaligen Bewohner ab. Heute sind es zumeist Lao, die aus dem nahen Grenzgebiet herüberkommen und sich hier ansiedeln. Auf dem Rückweg frage ich meinen Begleiter, ob er an Geister glaube. „Nein“, antwortet der 32-Jährige Ouch Lina. Auf die Frage, ob er schon einmal einen Geist gesehen habe, antwortet er: „Ja, ein Mal, in der Nähe meines Elternhauses.“ Das scheinbare Paradoxon in seiner Aussage hat einen ganz pragmatischen Hintergrund: „Wenn man nicht an sie glaubt, verschwinden sie“, erklärt Ouch Lina und weicht einem auf dem Weg liegenden Baumstamm aus.

6. Von allen guten Geistern verlassen

Aufregung herrscht in dem kleinen Eingeborenendorf im nordöstlichen Zipfel Kambodschas. „Eine Frau ist krank“, klärt mich mein Begleiter auf. Duyuk gehört zur Minderheit der Tampoun und kennt sich in diesem Teil des Landes, der von verschiedenen Minderheiten bewohnt wird, bestens aus.

Wir stehen mitten im Dorf der Jarai. Nur zehn Dschungel-Kilometer östlich beginnt Vietnam. Bis zum Ausbruch des Krieges allerdings waren Grenzen für die Stämme der Region etwas völlig Unbekanntes. Seit Urzeiten siedeln die kleinen Volksgruppen in einem Gebiet, das heute teils zu Laos, Vietnam oder Kambodscha gehört. Etwas verwundert schauen die Bewohner ob des Westlers drein, doch der Empfang fällt gewohnt freundlich aus.

Beinahe jedes Haus in Indochina hat einen eigenen kleinen Altar, in dem Figuren stehen, welche die Ahnen der Familie repräsentieren. Um sich deren Gunst zu sichern, werden kleine Opfergaben dargebracht, im Normalfall Obst und Getränke, oft aber auch sehr weltliche Dinge wie Schnaps, Zigaretten oder kopierte Dollarscheine. Fernab der so genannten Zivilisation vermisste ich diese teils sehr kitschig anmutenden kleinen Kästen. „Wenn die Menschen hier die Geister besänftigen wollen, oder ein Anliegen haben, dann fällen sie einen Baum und schnitzen eine Art Totem“, erklärt Duyuk und deutet auf einige behauene Stämme, die mir bis dahin gar nicht aufgefallen waren. Die Gesichter sind nicht so perfekt herausgearbeitet, wie man es von den ‚Marterpfählen‘ nordamerikanischer Indianer gewohnt ist, was damit zusammenhängt, dass die Jarai diese zumeist kurzfristig für besondere Anlässe anfertigen.

Auf den Stufen seiner Hütte sitzt ein älterer Mann und lächelt uns an. Wir setzen uns zu ihm. Bereitwillig antwortet er auf meine Fragen, dabei entpuppt sich Duyuk, der die verschiedenen Dialekte der Stämme spricht, als perfekter Dolmetscher. Kambodschas Amtssprache Khmer sprechen die Alten hier nur sehr eingeschränkt oder überhaupt nicht. Als ich auf die amerikanischen Bombardements zu sprechen komme, erklärt mir der Alte, der auf einem Auge blind ist, dass die Angriffe nur aus einem Grund überhaupt stattfinden konnten: „Die Arak (die Schutzgeister der Jarai) verschwanden. Erst dies ermöglichte es den Amerikanern unser Land zu bombardieren.“ Wie Libellen, die Puder abwarfen, hätten die Flugzeuge ausgesehen, berichtet der kleine Mann mit den ergrauten Haaren, der trotz seines Alters einen sehr agilen Eindruck macht. Als ich ihn nach den Opfern der Bombardierungen frage, antwortet er ausweichend und erklärt, dass bei den Jarai niemand unverheiratet stirbt und Tote nur paarweise begraben werden. Einzig die Opfer eines Unfalls würden separat bestattet. Auch mit Hubschraubern seien die Amerikaner gekommen, erinnert er sich. „Sie verbrannten unsere Häuser und sprühten Gift auf unsere Felder, weil sie uns für Helfer der Nordvietnamesen hielten.“

Noch heute leben die Jarai auf beiden Seiten der Grenze und versuchen, unter dem Druck der politischen Systeme ihre Traditionen aufrecht zu erhalten, doch auch unter den Eingeborenen der Region hat die Hochtechnik Einzug gehalten. Handys sind auch hier bei den Jüngeren zu einem begehrten

Statussymbol geworden. Stolz präsentiert mir Duyuk ein Musikvideo auf dem riesigen bunten Display seines Telefons – wenn ich da an meine ‚Gurke‘ zu Hause denke. Plötzlich taucht ein Mann auf dem Weg auf, einige Dorfbewohner strömen herbei. Im Arm hat er ein kleines Schwein. Wie sich herausstellt, ist er der Mann der erkrankten Frau und hat das Tier im nah gelegenen Dorf der Pang gekauft. Gemäß der Tradition muss den Göttern von den Angehörigen ein Opfer dargebracht werden: je schwerer die Krankheit, desto größer sollte das zu opfernde Tier sein. Duyuk ist skeptisch: „Hoffentlich ist das Schwein auch groß genug.“

7. Nur herübergeweht: Der Schrecken des gelben Taus

Eindrucksvoll wird das Grauen im Kriegsmuseum in Saigon dokumentiert. In Glasgefäßen sind missgebildete Embryonen ausgestellt und lassen die Besucher erschauern. Es sind die Opfer des Entlaubungsmittels ‚Agent Orange‘, die in diesem Horrorkabinett zu sehen sind. Um dem Vietcong den Schutz des Laubdachs der Bäume zu nehmen, wurde das hauptsächlich aus Dioxin bestehende Giftgemisch in Teilen Südvietnams und speziell im Mekongdelta eingesetzt, zwischen 1961 und 1971 rund 76 Millionen Liter. Als erster US-Präsident besuchte Bill Clinton Vietnam 1990 und entschuldigte sich für den Einsatz der Chemikalie, deren Auswirkungen und Folgeschäden große Empörung in der Weltöffentlichkeit hervorgerufen hatten. Dagegen blieb die Besprühung der Gebiete jenseits der Grenze beinahe gänzlich unbekannt. Nachdem die Bombardierung der Dschungelregionen auf kambodschanischer Seite, in denen Camps und Nachschubwege der kommunistischen Kämpfer vermutet wurden, nicht die erwünschte Wirkung erzielte, weitete der Generalstab in Saigon die geheimen Kommandoaktionen aus. Im Rahmen dieser Aktionen wurde ab 1969 ‚Agent Orange‘ auch über kambodschanischem Hoheitsgebiet versprüht. Insbesondere die Region um die Stadt Memot in der Provinz Kompong Cham war betroffen.

„Wir mussten unsere Brunnen jeden Tag abdecken, um sie vor dem Pulver zu schützen“, berichtet So Sareth, ein Bewohner des Dorfes Tameng im Distrikt Memot. Im Schutz der Dunkelheit, erzählt der 60-Jährige, seien die Flugzeuge gekommen. „Am Morgen waren die Bäume dann von gelbem Tau bedeckt. Die Flüssigkeit klebte an den Blättern und die Bäume starben.“ Nach Protesten der kambodschanischen Regierung tat das US-Oberkommando in Saigon die Vorfälle zunächst als Missgeschick ab. Eine meteorologische Fehleinschätzung habe zum Herüberwehen des Kampfstoffs geführt. Als ein unabhängiges Forscherteam aus den USA später die Auswirkungen in den betroffenen Abschnitten untersuchte, stellten die Wissenschaftler

fest, dass sich die Verseuchung in geraden, symmetrisch verlaufenden Linien vollzog. Eine versehentlich herübergewehte Agent-Orange-Wolke musste somit ausgeschlossen werden. Bis heute allerdings leugnet die US-Regierung jeglichen Einsatz von ‚Agent Orange‘ über Kambodscha. Nach Ansicht des Forscherteams habe es sich höchstwahrscheinlich um eine vom CIA beim berüchtigten Ableger ‚Air America‘ in Auftrag gegebene Aktion gehandelt.

„Die Kokospalmen knickten um“, berichtet So Sareth und winkelt seine Hand im 45-Grad-Winkel ab. „Die Mango- und Jackfruit-Bäume verloren ihre Blätter.“ Trotz der Angriffe führten die Bewohner ihr Leben in gewohnter Weise fort. Sie wuschen den gelben Film von den Früchten und vom Gemüse, aßen es oder verkauften es wie immer auf dem Markt. „Die Menschen litten unter Juckreiz und manchmal infizierte sich die Haut“, sagt Eng Leap. Mit der Hand deutet die 58-jährige Frau auf einen von Mauern abgetrennten Bereich, in dem sie Mangos, Jackfruit und Durian anbaut. „Alle Pflanzen starben kurze Zeit nachdem das gelbe Pulver vom Himmel regnete“, erzählt sie. Hinter ihrem Obstgarten beginnt eine große Kautschukplantage. „Hier versteckten sich die Vietnamesen“, sagt So Sareth. Da aber auch die ‚Gummibäume‘ ihre Blätter verloren, verschwand das grüne Dach, das die Kämpfer vor der Entdeckung durch amerikanische Aufklärer schützte. Aus diesem Grund wichen sie immer weiter ins Innere Kambodschas zurück. In diesen Tagen erkrankten viele Menschen, doch Ärzte gab es kaum. Allein zwischen April und Mai 1969 besprühten die US-Streitkräfte 173.000 Hektar innerhalb der Provinz Kompong Cham.

Noch heute gibt es eine Vielzahl von tot geborenen Kindern oder Neugeborenen, die mit Missbildungen zur Welt kommen. „Manchmal lässt sich nicht unterscheiden, ob es sich um die Folgen von ‚Agent Orange‘ oder mangelnder Hygiene handelt“, erklärt mir ein französischer Arzt, den ich zufällig auf der Rückfahrt nach Phnom Penh treffe. „Ich habe mich mit einigen Müttern unterhalten. Sie glauben nicht an irgendwelche Chemikalien. Wenn ein Kind mit Missbildungen geboren wird, dann denken sie, es sei Resultat des Karmas.“

In Kambodschas Hauptstadt herrscht in diesen Tagen unglaublicher Trubel. Am Flussufer sind unzählige Buden aufgebaut, an denen sich Menschenmassen vorbeiquetschen: es ist Wasserfest. Auf dem Tonle Sap, der sich in Blickweite mit dem Mekong vereinigt, finden die alljährlichen Bootsrennen statt. Aus dem ganzen Land sind die Menschen angereist, um sich das Spektakel anzuschauen, zwei Millionen sollen es nach Zeitungsangaben sein. Besonders, wenn man sich inmitten der kochenden Menge befindet, möchte man das gern glauben. Die Stände auf den Straßen bieten alle Arten exotischer Snacks. Da ich wenige Tage zuvor auf der Reise in den Norden

in Skoon noch die örtliche Spezialität, gebackene Taranteln, probiert habe, steht mir in diesem Moment der Sinn nicht nach Insekten oder sonstigen vielbeinigen Geschöpfen.

Ich lasse mich durch die Straßen treiben und gelange zu einem kleinen Buddha-Tempel, vor dem die Menschen Opfergaben, zumeist Blumen und Früchte, darbringen. Hier haben sich die Bettler positioniert. Offen stellen sie ihre teils bizarren Missbildungen zur Schau. Eine junge Frau trägt ein kleines Kind auf dem Arm, dessen Kopf beinahe so groß ist wie ein Basketball...

8. Ein Schauspieler auf der Bühne des Kalten Krieges

Vor dem Königspalast legt ein Arbeiter letzte Hand an das übergroße Portrait des ehemaligen Königs. In knapp einer Woche hat der wichtigste Mann Kambodschas der vergangenen 60 Jahre Geburtstag. 83 Jahre wird Norodom Sihanouk alt. Fast auf den Tag genau ein Jahr zuvor hatte der Begründer von Kambodschas Unabhängigkeit seinen Rücktritt zugunsten seines Sohnes erklärt. Sihanouk blickt auf ein bewegtes Leben zurück. Dies tut er allerdings bereits seit geraumer Zeit aus seinem selbst gewählten Exil in Peking. Auch zu den Feierlichkeiten am 9. November, dem Unabhängigkeitstag des Landes, muss das Volk auf die Anwesenheit seines geliebten Monarchen verzichten. Zwei Gründe sind primär dafür verantwortlich, dass Sihanouk seinem Land den Rücken gekehrt hat. Zum Einen ist er gesundheitlich angeschlagen und lässt sich in Peking als Gast der chinesischen Machthaber behandeln, zum Anderen hat er die innenpolitische Auseinandersetzung mit Premierminister Hun Sen, die sich nach der künstlichen Wiederbelebung der Monarchie durch die UN 1993 über Jahre hinzog, verloren. „Sihanouk hat den Kürzeren gezogen“, sagt Wolfgang Meyer, als Vertreter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Kambodscha. „Es ist hier so Brauch, dass der Verlierer das Land verlässt.“ Als der Vietnamkrieg in der zweiten Hälfte der 60er-Jahre nach Kambodscha herüber schwappte, saß Sihanouk an den Hebeln der Macht. Der filmverrückte Monarch spielte die Hauptrolle, schaffte es aber nicht, sein Land vom Sog des Krieges fernzuhalten. Mit Hilfe einer Schaukelpolitik versuchte er sich durch die Gezeiten des Kalten Krieges zu lavieren und gleichzeitig vom Tidenhub zu profitieren, um dann selbst vom Strudel erfasst zu werden. Indem er die archaischen Kämpfer der Roten Khmer später hoffähig machte, öffnete er das dunkelste Kapitel der Geschichte Kambodschas.

Nachdem Sihanouk im Alter von 19 Jahren 1941 von den Franzosen als leicht beeinflussbarer Jüngling auf den Thron gehievt worden war, hielt er die Zügel lange fest in der Hand. 1953 verkündete der Monarch die Unabhängig-

keit von der französischen Kolonialmacht, die ein Jahr später auf der Genfer Indochina-Konferenz anerkannt wurde. Allerdings ging damit die Verpflichtung einher, allgemeine Wahlen abzuhalten. Sihanouk, nicht bereit, seine Macht durch Politiker beschneiden zu lassen, dankte kurzerhand zugunsten seines Vaters ab und sah sich fortan selbst als Politiker, der jedoch weiterhin über den Einfluss eines Monarchen verfügte. Um auch weiterhin die Geschicke seines Landes lenken zu können, gründete er 1955 die Sangkum, eine Partei-übergreifende volkssozialistische Gemeinschaft mit Bindung an Nation, Buddhismus und Monarchie. Der Prinz nutzte seine Beliebtheit unter der Bauernschaft eiskalt aus und hinderte die wirtschaftlichen Eliten fortan daran, das Ruder zu übernehmen. Lediglich die Demokraten und die Pracheachon, eine dem Vietcong nahestehende Gruppe, vermochten sich zu halten. Geschickt hatte Sihanouk seine Gegenspieler ausgeschaltet. Mit seinem diktatorischen Führungsstil schuf er sich jedoch immer mehr Feinde in den eigenen Reihen. Besonders schwer aber wog die immer weiter ausufernde Landnahme der kommunistischen Kämpfer Vietnams. Die Duldung des Erzfeindes innerhalb der eigenen Grenzen wurde der einstmals starken und cleveren Vaterfigur in Teilen der Bevölkerung als Schwäche und Hilflosigkeit ausgelegt. Hinzu kam das übersteigerte Interesse des Prinzen für die schönen Künste. Vermehrt erweckte der selbst ernannte Regisseur, Jazz-Musiker, Komponist und Tänzer den Eindruck, Geld und Energie in eigene – teils bizarre – Kunstprojekte, anstatt in die Staatsgeschäfte zu investieren.

Darüber hinaus hielt der Filz im Regierungsbündnis Sangkum zunehmend Einzug. Die Korruption blühte und auch das Herrscherhaus war verstärkt involviert. Ein Geschäft, bei dem neben anderen Mitgliedern der Führungsriege besonders Sihanouk und sein Premierminister, General Lon Nol, die Finger im Spiel hatten, war gleichermaßen lukrativ wie gefährlich: Nach dem Prinzip, ein Drittel für Kambodschas Potentaten und zwei Drittel für den Vietcong schleusten die Verantwortlichen unter Federführung Lon Nols, der nebenbei ein Speditionsunternehmen besaß, Nachschub von den Häfen in Sihanoukville und Ream über die, pikanterweise von den USA finanzierte, ‚Straße der Freundschaft‘ nach Phnom Penh und von dort aus in die Grenzgebiete, wo die Ware von Kämpfern der NLF übernommen und in die einzelnen Rückzugsgebiete weitergeleitet wurde.

Der US-Regierung war diese Form gebeugter Neutralität seit langem bekannt und bestärkte Nixon und Kissinger in ihrem Misstrauen gegen den Prinzen. Der US-Geheimdienst CIA ging 1968 davon aus, dass der durch Kambodscha geschleuste Nachschub im Vergleich zu den über den Ho-Tschi-Minh-Pfad herbeigeschafften Gütern „zu vernachlässigen“ sei – und lag damit völlig falsch. Tatsächlich stellten diese Kapazitäten rund ein Drittel der benötigten Versorgung der Vietcong-Kämpfer dar.

9. Ein König, ein General und die CIA

Jeglicher Einfluss der USA beim Putsch gegen Chiles Präsidenten Salvador Allende sei ein „Mythos der Kommunisten“, erklärt Henry Kissinger in seinen Memoiren. Doch weder beim Staatsstreich in Chile noch bei der Absetzung Sihanouks lässt sich ein Engagement von US-Regierung und Geheimdienst von der Hand weisen. In beiden Fällen standen Gegner der beiden Staatsoberhäupter auf der Gehaltsliste des CIA. Als Sihanouk am 18. März 1970 in Abwesenheit seines Amtes als Premierminister enthoben wurde, war dies das Ende einer von langer Hand vorbereiteten Aktion gegen den kleinen Mann mit der schrillen Stimme an der Spitze des strategisch wichtigen Kambodscha. Besonders den Verantwortlichen im Pentagon und beim CIA war der unstete Sihanouk seit Jahren ein Dorn im Auge. Seit Beginn der 60er-Jahre wurde das Szenario eines gefügigen Kambodschas ohne Sihanouk in den zuständigen Abteilungen in Washington und Langley favorisiert. Aus dieser Zeit stammen auch die Kontakte zu General Lon Nol, der sich, während sich Sihanouk zu Staatsbesuchen in Russland und China aufhielt, in einem weitestgehend unblutigen Umsturz an die Macht putschte. Spätestens nach Sihanouks Anwesenheit bei der Beisetzung Ho-Tschi-Minhs und den immer häufiger werdenden Sympathiebekundungen für den Kampf Hanois gegen die amerikanischen „Aggressoren“, war der Monarch für die US-Regierung untragbar geworden. „Der Prinz glaubt an den unausweichlichen Sieg Nordvietnams und die unvermeidbare Dominanz Chinas in Südostasien“, stellte US-Botschafter Lloyd Rives in einem Schreiben fest. „Aus diesem Grund schmeichelt er diesen Mächten, um sich deren Freundschaft im Hinblick auf die Zukunft zu sichern.“

Über die Jahre hatte Lon Nol seine Machtposition immer weiter ausgebaut und war unter Sihanouk vom Verteidigungsminister bis zum Ministerpräsidenten aufgestiegen. Als er Ende 1969 zur medizinischen Behandlung nach Frankreich aufbrach – er litt an den Folgen eines Autounfalls –, übergab der General die Geschäfte an seinen Stellvertreter und Vertrauten Sirik Matak. Beide bildeten die Spitze der konservativen Elite, die sich zum größten Teil aus Besitzbürgertum und Adligen zusammensetzte. Die Regierenden waren Anlaufstelle für die ausländische Unterstützung und verfügten somit über beste Kontakte. Obwohl besonders Lon Nol kräftig von den mehr oder weniger geheimen Waffenlieferungen aus den kambodschanischen Häfen bis in die Rückzugsgebiete profitierte, war er auf der anderen Seite ein Verfechter des US-Engagements in Indochina und entschiedener Gegner des Kommunismus. Ihrer Ausrichtung gemäß waren Lon Nol und Sirik Matak für die amerikanische Sache die passende Alternative zum Zick-Zack-Charakter Sihanouk. Nach Ansicht Sihanouks, der 1973 seine subjektiven Schlüsse

in Bezug auf den Staatsstreich und die Folgen niederschrieb, war die CIA der maßgebliche Drahtzieher des Umsturzes. Lon Nol und dessen Gefolge fiel demnach die Rolle der willigen Handlanger mit Exekutivgewalt zu. Gemäß den schwer zu überprüfenden Aussagen Sihanouks sei der General nicht allein der schnellen Genesung wegen nach Frankreich gereist. Bei seinem Aufenthalt im American Hospital in Neuilly-sur-Seine hielt er sich, abgeschottet von CIA-Angehörigen, in einem eigenen Bereich des Krankenhauses auf. Nach Ansicht Sihanouks, der sich bei seinen Recherchen oftmals auf die Artikel des Asien-Reporters T.D. Allman stützte – wenn dessen Darstellungen in sein Bild der Ereignisse passten –, liefen im Krankenzimmer des Generals die Fäden zusammen. Spezialisten des US-Geheimdienstes, erfahren im Sturz von Staatsoberhäuptern, instruierten Lon Nol über die Feinheiten der geplanten Aktion, so dass dieser bei seiner Rückkehr nach Phnom Penh über genaue Informationen im Hinblick auf Abläufe und Kontaktpersonen verfügte.

Angaben des australischen Sicherheitsspezialisten Richard Hall zufolge hatte die CIA bereits 1965 über den Mittelsmann Long Boret versucht, Lon Nol für einen Umsturz zu gewinnen. Dieser jedoch hätte sich zum angegebenen Zeitpunkt nicht zu einer Entscheidung durchringen können. Trotzdem bat er Boret, den Kontakt mit dem Agenten aufrechtzuhalten. Samuel Thornton, der als Mitglied des Navy-Informationsdienstes in Saigon nach eigenen Angaben über genaue Kenntnisse der Abläufe verfügte, offenbarte dem US-Starjournalisten Seymour Hersh in einem Interview, dass Lon Nol über seinen Mittelsmann 1968 Kontakt aufgenommen habe. „Lon Nol wollte ein Bekenntnis, das ihm im Falle eines Umsturzes amerikanische Wirtschafts- und Militärhilfe zusagte.“ Thornton, der die entsprechende Information angeblich sofort, nachdem der Agent den zuständigen Offizier unterrichtet hatte, erhielt, fügte hinzu, dass es für die Operation ‚Dirty Tricks‘, später in ‚Sunshine Park‘ umbenannt, seit März 1969 eine Blankovollmacht von höchster Stelle in Washington gab. Alle Mittel zur Beseitigung Sihanouks waren demnach erlaubt. Eine Ermordung des Prinzen, die Sirik Matak stets befürwortet hatte, lehnte Lon Nol jedoch kategorisch ab. Über die eingerichteten Kanäle sei ihm versichert worden, dass er mit der erbetenen Unterstützung rechnen könne. Im Einklang mit Sihanouk und den eigenen Interessen verdächtigten auch Russland, China und Nordvietnam die USA der Drahtzieherschaft bei der Machtübernahme Lon Nols. Die US-Regierung dementierte immer wieder heftig. So musste US-Präsident Nixon im Mai 1970 Indonesiens Präsident Suharto auf Anfrage versichern: „Wir haben beim Regierungswechsel in Kambodscha keine Rolle gespielt“. Gemäß der Aussage von Kissinger-Biograph Walter Isaacson allerdings soll sich Nixon, als er von der Machtübernahme Lon Nols unterrichtet wurde,

gefragt haben: „Was machen diese Clowns in Langley?“ Als Kissinger den Prinzen 1979 in Peking traf, versuchte er ihm zu versichern, dass die USA nichts mit dem Coup zu tun gehabt und darüber hinaus sogar für eine Wiedereinsetzung Sihanouks anstelle von Lon Nol plädiert hätten. „Sie müssen glauben, dass wir ihre Rückkehr an die Macht immer befürwortet haben und dass wir Lon Nol nicht mochten. Wir mochten sie.“ Als Sihanouk nicht auf die Sympathiebekundung einging, setzte Kissinger nach. „Ich will, dass sie mir glauben.“ Sihanouk entgegnete daraufhin: „Entschuldigung, ich kann nicht sagen, dass ich ihnen glaube.“

Getrieben von seiner Eitelkeit und dem Wunsch, die Macht zurückzuerlangen, beging Sihanouk den schwerwiegendsten Fehler seines politischen Lebens. Im Dschungel Rattanakiris, wohin sich Kambodschas Kommunisten zurückgezogen hatten, um dort, vor Verfolgung sicher, ihre Machtbasis aufzubauen, suchte Sihanouk in einer Nacht-und-Nebel-Aktion den Schulterchluss mit den Roten Khmer, die er jahrelang erbittert bekämpft hatte. Indem er der Führungsclique um Saloth Sar, der sich später Pol Pot nannte, und Ieng Sary durch Stipendien das Studium in Paris ermöglicht hatte, wobei diese mit maoistischem Gedankengut in Berührung kamen, hatte er bereits zuvor unfreiwillig eine verhängnisvolle Saat ausgebracht. Durch das Bündnis mit dem Monarchen erfuhren die Roten Khmer bei der Sihanouk-treuen Landbevölkerung eine ungeheure Aufwertung und erhielten, was sie bisher vergeblich gesucht hatten: Legitimation. Nach seiner Rückkehr in sein Exil in Peking verkündete Sihanouk selbstbewusst: „Die Amerikaner werden wir gemeinsam mit den Vietnamesen und unseren eigenen Roten Khmer schlagen.“ Wie verhängnisvoll seine Entscheidung gewesen war, musste Sihanouk später am eigenen Leib erfahren. Unter der Herrschaft der Roten Khmer, die er teils als Gefangener in seinem Palast, teils als Exilant in Peking, erlebte, wurden auch einige Mitglieder der Königsfamilie ermordet.

10. An die Macht gebombt: Vom Aufstieg der Roten Khmer

„Chaul steung tam bat, chaul srok tam brates“, lautet ein Sprichwort der Khmer. „Springst Du in einen Fluss, folge seinem Verlauf, betrittst Du festen Boden, dann folge den Gesetzen des Landes“, lautet die sinngemäße Übersetzung des Ausspruchs, der repräsentativ sowohl die traditionell im Theravada-Buddhismus verwurzelte Mentalität als auch die Geschichte Kambodschas symbolisiert. Vor der gläsernen Schädelpagode auf den ‚Killing Fields‘ im Süden Phnom Penhs stehend, fällt es schwer, den Glauben der Einheimischen zu teilen, wonach sich das Schicksal aus den guten und schlechten Taten der vorausgegangenen Leben errechnet. Neben dem ehemaligen

Konzentrationslager Toul Sleng stellt das Monument das eindrucksvollste Zeugnis der Barbarei unter der Herrschaft der Roten Khmer dar. 3 Jahre, 8 Monate und 20 Tage dauerte das Schreckensregime von Pol Pot und seinen von maoistischen und nationalistischen Ideen geblendeten Mitstreitern, unter dem geschätzte 1,7 Millionen Menschen den Tod fanden. Als die wilden, in schwarze Kampfanzüge gehüllten Kämpfer am 17. April 1975 in Phnom Penh einzogen, wurden sie vom Großteil der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Schon lange hatte sich Lon Nol nur noch durch Korruption und amerikanische Unterstützung an der Macht gehalten. Immer kleiner war das von den Regierungstruppen kontrollierte Gebiet geworden, bis sich schließlich die Schlinge um die Hauptstadt zuzog.

Auch die amerikanische Luftunterstützung änderte nichts am Sieg der Kommunisten, im Gegenteil. Durch Angriffe auf Zivilisten wurde das nahende Ende nur noch beschleunigt. „Ich stand gerade unter der Dusche“, berichtet Von Kam, die in einem Dorf nahe der Stadt Komang Chong lebt, die südöstlich von Ban Lung, der Hauptstadt der Nordostprovinz Rattanakiri, liegt. Neben den Ausläufern des Ho-Tschi-Minh-Pfads befanden sich in diesem Gebiet viele Dschungelcamps der Roten Khmer. „Plötzlich hörte ich ein Flugzeug. Es flog sehr niedrig auf das Dorf zu und begann zu schießen. Ich begann zu rennen und konnte mich gerade noch in einem Graben verstecken.“ Deutlich habe sie den Piloten des Tieffligers erkennen können, erzählt die grauhaarige Frau. Es sei ein Weißer gewesen. Darüber hinaus sei auf der Seite des Flugzeugs die amerikanische Flagge zu sehen gewesen. „Die Menschen gruben Löcher am Fluss, in die sie bei Luftangriffen flüchteten“, berichtet die 58-Jährige weiter.

Durch die amerikanischen Militäraktionen wurden die Kämpfer der Roten Khmer und des Vietcong immer tiefer ins Landesinnere gedrückt. Gleichzeitig trieb ihnen der wachsende Hass auf die US-Streitkräfte, die aus der Luft Jagd auf Unschuldige machten, die Menschen in die Arme. „Vom Fenster aus habe ich gesehen, wie ein Mann von einer Bombe getötet wurde“, erzählt eine weißhaarige Frau in der Stadt Kratie, die nördlich von Phnom Penh am Mekong liegt. „Als er das Flugzeug kommen sah, kniete er sich auf den Boden und faltete die Hände“, berichtet sie und nimmt dabei die entsprechende Gebetshaltung auf dem Fußboden ihrer kleinen Hütte ein. Dann, so fährt sie fort, hätte ihm die Bombe einen Teil des Schädels weggerissen. Viele Menschen seien damals im Schlaf von Schrapnellen getötet worden, welche die dünnen Wände der traditionellen Bambushütten durchschlagen hätten.

Selbst am Abend ist es noch extrem heiß in Kratie, hinzukommen Feuchtigkeit und Massen von Ungeziefer. Mit einer Zeitung schickt Matt eine Kakerlake in die ewigen Jagdgründe. Er gehört zu einer Einheit amerikanischer

Soldaten, die beinahe das gesamte Hotel in Besitz genommen hat. Unter dem Banner der militärischen Hilfsorganisation ‚US-AID‘ suchen Matt und seine Kameraden nach den Überresten vermisster Amerikaner. „Hauptsächlich sind es Piloten, aber auch Journalisten oder einfache Reisende, die wir suchen“, sagt er und sprüht sich mit Insekten-Abwehrspray ein. Bis 1973 hatten die USA den Kampf gegen die Kommunisten auf ganz Kambodscha ausgeweitet. Mit aus China angelieferten Flugabwehr-Raketen aber waren die Roten Khmer plötzlich in der Lage, sich gegen die Tiefflieger-Angriffe zur Wehr zu setzen. Viele Piloten kehrten nicht mehr auf ihre Basis zurück; ‚Missing in Action‘ lautet der militärische Terminus. „Einmal ist ein Flugzeug hier in eine Brücke gestürzt“, erzählt die alte Frau. „Die Kämpfer der Roten Khmer haben es abgeschossen.“ Zur Unterstützung der Regierungstruppen im Kampf gegen die Kommunisten flogen die US-Streitkräfte vermehrt Angriffe. Da die Größe der von den Roten Khmer und dem Vietcong kontrollierten Gebiete stetig zunahm, wurde auch der Einsatzbereich der Jagdflieger und der B-52-Bomber erweitert und umfasste bis 1973 beinahe ganz Kambodscha.

Seit dem 9. Mai 1969 waren insbesondere die Angriffe der Langstreckenbomber auf die Rückzugsgebiete des Vietcong jenseits der Grenze nicht mehr geheim. In einem Artikel in der New York Times berichtete William Beecher über die Aktionen der US-Luftstreitkräfte in Kambodscha. Nixon und Kissinger tobten und suchten nach dem Leck in der undichten Nachrichtenleitung. Der Nationale Sicherheitsberater installierte daraufhin ein Abhörsystem, mit dem selbst seine engsten Mitarbeiter überwacht wurden – geheim, versteht sich. Der erwartete Aufschrei im kriegsmüden Amerika aber blieb aus. Es waren die horrenden Kosten, die Nixons Strategie aufwarf, die Senat und Kongress schließlich gegen den Präsidenten agieren ließen. Besonders die Unterstützung für Lon Nol sollte ein Ende finden. Nach der Ratifizierung des so genannten Cooper-Church-Zusatzes im Dezember 1970 waren lediglich Angriffe auf die Versorgungslinien des Feindes in Kambodscha gestattet. Durch dieses politische Nadelöhr fielen bis zum endgültigen Stopp der Luftangriffe im August 1973 über 500.000 Tonnen Bomben auf Kambodscha, 100.000 Tonnen allein im letzten Monat.

Sihanouk, der immer vorgab, von den Angriffen auf kambodschanisches Territorium nichts gewusst zu haben, hatte nie auf die Grenzverletzungen reagiert. „Die gängige Meinung hier ist, dass Sihanouk, obwohl er von den Angriffen wusste, nie wirklich protestiert hat“, sagt Wolfgang Meyer von der Konrad-Adenauer-Stiftung. Auch in seinen späteren, oftmals sehr eindimensionalen Veröffentlichungen, bezieht der Monarch keine Stellung. Ausgelöst durch die amerikanischen Bombardements entwickelte sich in Kambodscha ein Flächenbrand, von dem sich das Land bis heute nicht erholt hat.

11. Das Tribunal: Gerechtigkeit für die Opfer?

Mit meinem Begleiter stehe ich vor einem Haus in einem kleinen Dorf, 20 Kilometer entfernt von Ban Lung. Von einem Barbesitzer in der Hauptstadt der Nordostprovinz Rattanakiri habe ich den Tipp bekommen, dass sich ein ehemals ranghoher Offizier der Roten Khmer hierher zurückgezogen habe. Mein Fahrer und Übersetzer ruft ein paar Worte, dann öffnet sich die Tür, ein grauhaariger Mann von geschätzten 70 Jahren tritt heraus und starrt uns an. Ob wir uns mit ihm über seine Vergangenheit bei den Roten Khmer unterhalten könnten, fragt mein Begleiter in der Landessprache. Der Alte, dessen Namen wir nicht kennen, winkt ab, dreht sich dann aber auf dem Weg zurück zur Treppe noch einmal um und sagt: „Ich habe viele Menschen getötet. Andernfalls hätten sie mich getötet.“

Schrecken war die mächtigste Waffe der Roten Khmer. Unter Führung der ‚Oberbrüder‘ Pol Pot, Ieng Sary und Noun Chea wurde diese systematisch gegen die Bevölkerung eingesetzt. Im Normalfall begnügen sich erfolgreiche Revolutionäre damit, Menschen durch das ‚Wer-nicht-für-uns-ist-gegen-uns-Sieb‘ fallen zu lassen, doch die Kommunisten Kambodschas hatten sich nach dem triumphalen Sieg über die Regierungstruppen Lon Nols und dem Einmarsch am 17. April 1975 in Phnom Penh eine gnadenlosere Form der Ideologie auf die Fahne geschrieben. Den Anhängern der Lehre Maos schwebte ein Arbeiter- und Bauernstaat reinster Form vor. Im Mittelpunkt stand der Reisanbau nach dem Vorbild der Khmer-Hochkultur von Angkor. Alle, die eine erkennbare Gefahr auf dem Weg zur steinzeitlich kommunistischen Glückseligkeit darstellten, ereilte ein grausames Schicksal. Intellektuelle waren das erste Ziel der Sorbonne-studierten Führungselite. Nur wenigen gelang es, ihr bisheriges Leben zu kaschieren und sich als reiner, harmloser und wertvoller Bauer auszugeben. Genau diese versuchten die Führer der Roten Khmer durch barbarische Tests herauszufiltern. So mussten die Delinquenten beispielsweise eine Palme bis zur Spitze hinaufklettern, um ihre ursprüngliche Herkunft nachzuweisen. Diejenigen, die nicht in der Lage waren, dieses Kunststück zu vollbringen, wurden umgehend erschossen. Sie sollten „Dünger für die Felder“ sein.

Mit einem Tribunal gegen die Verantwortlichen des Genozids in Kambodscha soll endlich ein Schlussstrich unter das blutigste Kapitel kambodschanischer Geschichte gezogen werden. Stellvertretend für alle verblenden kleinen und mittleren Befehlsempfänger sollen einige der ehemaligen Oberen zur Rechenschaft gezogen werden. Diese gestehen zwar „Fehler“ ein, bestreiten aber jegliche Kenntnis von systematischen Tötungen. „Das stimmt nicht, das entspricht nicht der Wahrheit“, sagt Nuon Chea, der ‚Ideologie-Papst‘ und ehemals engster Vertrauter Pol Pots, in einem Zeitungsin-

terview. „Toul Sleng ist eine Lüge.“ Das ehemalige Folterzentrum im Süden Phnom Penhs, heute zu einer eindringlichen Genozid-Gedenkstätte umgebaut, steht symbolisch für die Todesmaschinerie der Roten Khmer. Dieses könnte den ehemals führenden Funktionären im Nachhinein zum Verhängnis werden. Unter den wenigen erhaltenen Dokumenten befinden sich Einlieferungsbefehle. Diese belegen Kenntnis und Beteiligung der Führer um Nuon Chea und Khieu Samphan, der innerhalb des Terrorregimes als Staatsoberhaupt fungiert hatte. Samphan, der als Intellektueller gilt, hat bereits vorgesorgt: Im Fall einer Anklage wird ihn sein alter Studienfreund Jacques Verges verteidigen. Als Anwalt von Nazi-Kriegsverbrecher Klaus Barbie, dem Terroristen Carlos und als Berater von Serbiens Ex-Ministerpräsident Slobodan Milosevic hat sich der Franzose bereits einen Namen gemacht.

Im FCC, dem ‚Foreign Correspondence Club‘ an Phnom Penhs Riverside, treffe ich Helen Jarvis. „Ich trage ein taubenblaues Kleid“, hatte sie mir am Telefon gesagt. Als wir uns dann mit etwas Mühe – ich hatte mich aufgrund der Hitze noch einmal umgezogen und trug anstelle des ausgemachten roten ein braunes Shirt – ausfindig machten, war ich von ihrer Erscheinung sofort beeindruckt. Die grauhaarige Australierin strahlt eine unglaubliche Präsenz aus. Jeder scheint sie zu kennen, darüber hinaus spricht sie fließend khmer. „Wir leben seit sieben Jahren in einem kleinen Dorf etwas außerhalb von Phnom Penh.“ Zu ihrer Linken sitzt ihr amerikanischer Mann, der ihr an Körpergröße und Umfang weit unterlegen ist, dessen genaue Kenntnis der Verhältnisse gemixt mit beißender Ironie jedoch die etwas angespannte Gesprächsatmosphäre immer wieder auflockert. Helen Jarvis ist das, was man unter einer ‚taffen Lady‘ versteht. Als Beraterin von Kabinettsminister Sok An ist sie maßgeblich an der Organisation des Tribunals beteiligt.

In den ländlichen Regionen rechnet niemand wirklich damit, dass das Verfahren jemals stattfindet. Als ich sie mit meinen Erfahrungen konfrontiere, antwortet sie kühl: „Die Leute auf dem Land wissen nichts. Sie wollen auch meist nichts über die Vergangenheit wissen. Viele wissen nicht einmal, dass es so etwas wie ein Gericht überhaupt gibt.“ Gerichte befinden sich zumeist in den Provinzhauptstädten, die viele Dorfbewohner noch nie betreten haben. Jarvis, die seit 1999, bezahlt von der australischen Regierung, in Kambodscha arbeitet, ist fest davon überzeugt, dass das Tribunal trotz aller Widrigkeiten demnächst stattfindet. „Den Effekt, den es haben wird, kann niemand voraussehen“, sagt sie. Das Hauptproblem ist nach wie vor die Finanzierung, knapp 60 Millionen Dollar müssen gesammelt werden. 6,7 Millionen soll Kambodscha selbst beisteuern, immerhin ein Prozent des Gesamtbudgets der Regierung. Da sich unter den heutigen Machthabern immer noch ehemalige Führer der Roten Khmer befinden, versucht die Regierung genau hier den Hebel anzusetzen, um das Tribunal doch noch zu verhindern.

Unlängst ließ Premierminister Hun Sen verlauten, Kambodscha sei in der Lage, maximal 1,5 Millionen Dollar für das Tribunal aufzubringen. Angeblich versickern in Kambodscha jedes Jahr 300 Millionen Dollar Aufbauhilfe der teils sehr uneffektiv arbeitenden ausländischen Organisationen.

Jarvis, die für ihre Arbeit mit der kambodschanischen Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet wurde, aber ist sich sicher: „Egal, was sie auch versuchen, das Tribunal wird stattfinden, vielleicht schon sehr bald.“ Derzeit fehlten noch 9,5 Millionen Dollar. Die UN, die als Friedens- und Demokratiestifter Anfang der 90er-Jahre versagt hatte, ist nicht direkt beteiligt. Das Geld kommt von den ausländischen Regierungen. Größter Geber ist Japan, 20 Millionen Dollar hat das Land der aufgehenden Sonne versprochen beizusteuern. Hierbei spielt der Kampf um die Einflussphären in Südostasien eine große Rolle. Über das Tribunal wollen die Japaner den mächtigen Chinesen, die beste Beziehungen zu den Machthabern Phnom Penh unterhalten, eine diplomatische Ohrfeige verpassen. China war der Protektor der Roten Khmer und profitiert heute noch von der landesüblichen Korruption. Auch die USA hätten Hilfe angeboten, die zugesagten drei Millionen Dollar jedoch wieder zurückgezogen, erklärt Jarvis und schaut dabei ihren Mann an, der ein T-Shirt trägt, das dessen Meinung zu den derzeitigen Machthabern in Washington deutlich zum Ausdruck bringt.

Zu den Hauptangeklagten sollen der 1999 verhaftete Ta Mok und ‚Bruder Duch‘, der ehemalige Kommandeur von Toul Sleng, gehören. Probleme bei der Anklageerhebung bereitet eine 1996 von Sihanouk im Verbund mit Hun Sen ausgerufene Generalamnestie, die bei mehreren der höchsten Führer greift. „Aus diesem Grund wird Ieng Sary höchstwahrscheinlich nicht wegen der Beteiligung am Genozid, sondern wegen etwas völlig anderem angeklagt“, sagt Jarvis und lacht, als ich frage: „Steuerhinterziehung?“

Pol Pot, den ‚Big Brother‘, müssen alle Spekulationen um ein Tribunal nicht mehr stören. Er starb im April 1998 in Anlong Veng. Nach dem angeblichen Selbstmord war die Leiche schnell verbrannt worden. Ein Jahr später wurde bekannt, dass Pol Pot an einer Medikamenten-Überdosis starb. Zuvor hatte er den USA angeblich die Auslieferung Ta Moks, der sich als Kommandeur über den Bezirk Südwest den Spitznamen ‚Der Schlächter‘ verdiente, angeboten. Noch lange nach der Entmachtung des Regimes der Roten Khmer 1979 hatte Chhit Choeun, so der bürgerliche Name Ta Moks, einen Teil des kambodschanischen Nordens kontrolliert. Nach innerparteilichen Streitigkeiten hatte er seinen ehemaligen Anführer unter Hausarrest gestellt.

Plötzlich wird das Gespräch von einem Telefonanruf unterbrochen. Ein Redakteur der ‚Cambodia Daily‘ ist dran. Auch er will wissen, was es im Hinblick auf das Tribunal für Neuigkeiten gibt. Meine Gesprächspartnerin ist kurz angebunden und äußert sich im Anschluss abfällig über den Wahr-

heitsgehalt in den Artikeln der einzigen ernstzunehmenden Tageszeitung Kambodschas. Hektik kommt auf, das Ehepaar Jarvis springt auf und eilt zur offenen Fensterfront im 1. Stock. Auf dem Wasser finden die jährlichen Bootsrennen statt. Das von ihnen gesponserte Boot ist das nächste und muss sich mit einem der vielen Boote des Premierministers messen – und verliert.

Da man auch in diesen Tagen einen Mord in Phnom Penh für nur 50 Dollar in Auftrag geben kann, frage ich die charismatische ältere Dame, die einige Bücher über den Genozid in Kambodscha veröffentlicht hat, ob sie um ihre Sicherheit fürchten müsse. „Wenn ich mir darüber Gedanken machen würde, wäre ich schon längst nicht mehr hier“, entgegnet sie lächelnd und nimmt einen weiteren Telefonanruf entgegen. Sok An, mit dem sie gemeinsam für das Stattfinden des Tribunals kämpft, berichtet, dass eines seiner Boote gegen eines von Hun Sens Booten gewonnen habe.

In der Bevölkerung ist die Meinung über das Tribunal durchaus gespalten. „Warum sollen wir Unsummen für ein Gerichtsverfahren ausgeben, wenn wir Probleme haben, uns selbst zu ernähren“, sagt der 25-jährige Van Vuthy, der als Kellner im Restaurant gegenüber der Gedenkstätte Toul Sleng arbeitet. Er spricht die Meinung vieler junger Leute aus, die kaum noch etwas von der Herrschaft der Roten Khmer mitbekommen haben. Auch ältere Leute, wie der Fahrraddrikscha-Fahrer Son San, fragen sich: „Warum brauchen wir ein Tribunal? Pol Pot ist tot, wie also können wir die Wahrheit herausfinden, was damals passiert ist.“ Man müsse die Vergangenheit ruhen lassen, so lautet die gängige Meinung. Besonders aber für die Angehörigen der Opfer, die noch immer unter den traumatischen Ereignissen jener Tage leiden, wäre das Tribunal von enormer Wichtigkeit. Für die Menschenrechtlerin Jarvis ist klar, „den Menschen muss Gerechtigkeit widerfahren“. In einem durch und durch korrupten Land sollen die Leute erstmals so etwas wie Rechtsstaatlichkeit erfahren dürfen.

Mit westlichen Maßstäben lassen sich die Tragödie Kambodschas und die noch immer währenden Nachwehen kaum erfassen. „Im nächsten Leben werden sie für ihre Verbrechen bezahlen“, sagt ein buddhistischer Mönch vor dem Wat Phnom, dem zentralen Heiligtum in der Hauptstadt. Rache ist gläubigen Buddhisten – und das ist die Mehrheit der älteren Leute hier – fremd. Allein schon um die Last ihrer Taten nicht bei den anstehenden Wiedergeburten ausbaden zu müssen, haben sich viele ehemalige Anführer der Roten Khmer zu einem klaren Schnitt entschieden. Durch die Konvertierung zum Christentum hoffen sie auf die Vergebung ihrer Sünden. Viele Kirchen amerikanischer Prägung machen sich die Verbindungen und den Einfluss der frisch Getauften zunutze, um die Christianisierung in zumeist weit entlegenen Regionen des Landes mit oftmals fragwürdigen Methoden voranzutreiben. Prominentester Vertreter unter Kambodschas Konvertierten

ist ein gewisser Kang Kek Leu, besser bekannt als ‚Bruder Duch‘, der ehemalige Kommandant des Todesgefängnis‘ Toul Sleng.

12. Die Erben des Krieges: TNT für den Rausch der Vergessenen

Langsam breitet Nghin Thin die Instrumente auf dem Tisch aus, dazu stellt er einen Beutel TNT. Er ist betrunken. Kurz vor dem Mittagessen in dem kleinen Dorf inmitten des kambodschanischen Dschungels steht die Sonne hoch am Himmel, die Bewohner haben sich in ihre Strohütten zurückgezogen, die Schweine suchen sich einen Platz im Schatten. Die Siedlung, in der vornehmlich Angehörige der Phnong-Minderheit leben, liegt im Osten Kambodschas, unweit der Stadt Sen Monoroum in der Provinz Mondulki-ri. Knapp einen Kilometer entfernt rauscht die Hauptattraktion der hügeligen Gegend, die wegen des kühleren Klimas und der erhöhten Lage auch als ‚kambodschanische Schweiz‘ bezeichnet wird. Wenige westliche, dafür umso mehr einheimische Touristen kommen jedes Jahr, um den Wasserfall von Bou Sraa, den schönsten des Landes, zu bestaunen. In früheren Zeiten war es weniger die Schönheit der dünn besiedelten Region, als viel mehr die Nähe zum 30 Kilometer entfernten Vietnam, die Menschen in diesen Teil des Landes zog. Über den Ho-Tschi-Minh-Pfad versorgte Nordvietnam die kommunistischen Kämpfer im Süden Vietnams mit Nachschub.

Wie so viele in diesem Land hat auch Nghin Thin mit der Vergangenheit abgeschlossen. Die Phnong, zu denen auch er gehört, führen seit jeher, im Dschungel verborgen, ein Schattendasein am Rande der Khmer-dominierten Gesellschaft Kambodschas. Seit Urzeiten leben die Stammesangehörigen von dem, was ihnen der Wald und das fruchtbare Ackerland bieten. Mit dem Ende der Kampfhandlungen eröffnete sich den Dorfbewohnern eine weitere Einnahmequelle. Sie verkaufen den Schrott des Krieges, die Abnehmer kommen aus Vietnam. Ganze Panzer und abgestürzte Kampfjets wechselten so bereits die Seite. „Das Geld brauchen wir dringend“, sagt Nghin Thin, dessen braunes T-Shirt einige dicke Löcher aufweist. 500 Riel, knapp 10 Cent, pro Kilogramm bringen die metallenen Zeugen der indochinesischen Tragödie ein. Oftmals bleiben die Männer mehrere Tage im Wald, jagen, und suchen nach verwertbaren Überresten. Stolz berichtet Nghin Thin, wie er einmal eine 250 Kilogramm schwere Panzerkette gefunden habe. Derartige ‚Volltreffer‘ aber werden immer seltener. Wie der Wald, so nimmt auch der verbliebene Kriegsschrott stetig ab. Lediglich das explosive Erbe tritt noch regelmäßig zu Tage. Notgedrungen hat sich Nghin Thin spezialisiert. „Findet jemand aus dem Dorf eine nicht explodierte Bombe oder eine Anti-Panzermine, dann ruft er mich“, erklärt der 38-Jährige stolz. Auf das TNT

hat es Nghin Thin, der wie der Großteil seiner Volksgruppe nie eine Schule besucht hat, abgesehen. Während anderen Orts explosive Überreste nur von Spezialisten mit entsprechender Ausbildung und Ausrüstung angefasst werden, knackt er Bomben und Minen mit primitivsten Mitteln: Ein Hammer, zwei Eisenstangen, eine Säge und eine Infusionsapparatur, mit deren Hilfe er Wasser zum Kühlen auf die Schnittfläche bringt, reichen dem ‚Düsentrrieb des Dschungels‘ als Handwerkszeug. Fünf Sägeblätter benötigt er für eine B-52-Bombe, doch die sind Nghin Thin, der sich unablässig auf die Brust schlägt und seinen außergewöhnlichen Mut beteuert, am liebsten. „Je nach Typ kann ich 80 oder 160 Kilogramm TNT herausholen.“

Um an den bimssteinartigen Sprengstoff, einer Mixtur aus Tuluol und einer Kombination aus Schwefel- und Salpetersäure, zu gelangen, sägt er den Körper an beiden Enden auf und bricht den Inhalt mit Hilfe der Eisenstangen heraus. Zum Beweis präsentiert er einen bis zur Hälfte mit TNT gefüllten Reissack. „Das ist von der letzten Bombe noch übrig“, berichtet er. Als er bemerkt, dass sich der Blick der Umstehenden vom Sprengstoff-Sack in der Hand hinauf zur im Mundwinkel baumelnden Zigarette bewegt, beginnt er zu lachen. Es brauche schon ein Zündplättchen aus einer Patrone, erklärt der nach eigener Aussage „mutigste Mann des Dorfes“, um das Trinitrotoluol, so die vollständige Bezeichnung, zur Explosion zu bringen. Die Gefahr, sagt er nicht ohne Stolz, spiele für ihn keine Rolle. Durch den – auch in Kambodscha illegalen – Verkauf des als hochgradig krebserregend geltenden Gemischs, das für Minenarbeiten oder einfach in einer Dose zum Fischen verwendet wird, könne er etwas Geld verdienen. Neben Wagemut liegt jetzt auch zunehmend Trauer in seinem Blick, der nur auf den nächsten Tag gerichtet ist. „Ich bin arm, ich brauche das Geld“, sagt Nghin Thin und zwingt sich zu einem Lächeln. In einem Land, das von der Korruption regiert wird, in dem die Reichen und Einflussreichen jede Art von Opposition gewaltsam klein halten und nur des durch die UNO 1993 ‚gestifteten‘ demokratischen Scheins wegen dulden, hat er jegliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufgegeben. Wie bei so vielen seiner Stammesgenossen ist der Alkohol zum ständigen Begleiter geworden. Drei Kilogramm TNT, so erklärt er, muss er für einen Liter Reiswein verkaufen. Bedächtig packt Thin seine wertvollen Instrumente zusammen. Morgen will er wieder in den Wald gehen.

13. Stabilitätsfaktor Diktatur: Im Auftrag des Hun Sen

Ich hatte Glück: Nicht die üblichen acht, sondern lediglich sechs Insassen lassen die Fahrt verhältnismäßig angenehm erscheinen. Da es im Norden Kambodschas keine Buslinien gibt, wird die Verbindung zwischen den

Orten durch private Taxis hergestellt. Die Fahrer kaufen sich – meist auf Pump – einen verrosteten Toyota Camry und rüsten ihn für den Einsatz auf den teils kaum befahrbaren Pisten aus. Blattfedern sind besonders jetzt nach der Regenzeit, die tiefe Löcher in den Boden gefressen hat, unabdingbar. Über den nahenden Bandscheibenvorfall mache ich mir schon längst keine Gedanken mehr, stattdessen genieße ich die abwechslungsreiche Fahrt und das Gespräch mit dem Fahrer, der überraschend gut englisch spricht. Plötzlich aber nimmt das Geschehen im Taxi eine drastische Wendung: Der Wagen hält, mein Fahrer greift in die Plastiktüte der heimischen Zigarettenmarke ‚Alain Delon‘, um kurz darauf eine Pistole hervorzuholen. Mit einem Grinsen im Gesicht hält er mir das leicht angerostete Mordwerkzeug entgegen. Instinktiv schiebe ich den Lauf von mir weg. Es ist eine alte 9-Millimeter-Knarre chinesischer Bauart. Als er merkt, dass ich seinen kindlich erfreuten Gesichtsausdruck nicht erwidere, beginnt er zu lachen. „Keine Angst, ich will nur mal probieren, ob die noch funktioniert.“ Sagt‘s und steigt aus. Nachdem er sich vergewissert hat, dass kein anderes Auto naht, verschwindet er im Wald. Wenig später kracht ein Schuss. Währenddessen habe ich mich mit den vier weiteren Insassen per Blickkontakt verständigt. Sie lächeln zwar, fühlen sich aber scheinbar auch nicht wohl in ihrer Haut. Nachdem ich das Angebot ablehnt habe, auch mal in die Gegend zu baltern, fahren wir weiter. Langsam legt sich die Spannung wieder und ich frage ihn, aus welchem Grund er eine Waffe dabei hat. „Wegen der Räuber“, sagt er und grinst dabei geheimnisvoll. Nach einigen Nachfragen rückt er dann mit der ganzen Wahrheit heraus. „Ich arbeite für die Regierung“, erklärt er sichtlich stolz und bezeichnet sich als „Secret Agent Man“. Fortan ist er kaum noch zu bremsen und mir wird immer klarer, dass der gesprächige ‚Pseudo-Bond‘ zu den Leuten gehört, die im Auftrag der Machthaber in Phnom Penh die Opposition in den entlegenen Gebieten des Landes in Schach halten. Gerade in diesen Tagen gebe es viele, die immer wieder Probleme machten, äußert er freimütig. Dabei spielt er auf den auflodernden Widerstand gegen den von Premierminister Hun Sen am 11. Oktober 2005 unterzeichneten Grenzvertrag mit Vietnam an. Dieses Papier ist zum Mittelpunkt einer Diskussion geworden, die seitens der Opposition geschürt wird, um Druck auf das Kabinett auszuüben. Viele Möglichkeiten besitzen diejenigen, die außerhalb des Machtgeflechts der Herrschenden stehen, nicht, um die Regierung in Schwierigkeiten zu bringen. Als freie Presseorgane gehen die ‚Cambodia Daily‘ und die im Zwei-Wochen-Rhythmus erscheinende ‚Phnom Penh Post‘ aufgrund der geringen Auflage und Fokussierung auf die Hauptstadt im Rest des Landes unter. Die verschiedenen Fernsehsender gehören entweder dem Premierminister oder werden von Gleichgesinnten kontrolliert.

Trotzdem ist das Abkommen, in dessen Folge die stetige Landnahme Vietnams in den Grenzregionen legitimiert wird, ein heikles Thema für die Kamarilla um Hun Sen, dem das Image des Günstlings und Vasallen Hanois anklebt. Zwischen 4.000 bis 6.000 Quadratkilometer Land- und 10.000 Quadratkilometer Seefläche sind Vietnam rechtlich zugestanden worden. „Für Hun Sen ist der Grenzstreit zu einem Risiko geworden, weil er, eingesetzt von Vietnams Gnaden, im Verdacht steht, nicht unabhängig regieren zu können“, sagt Wolfgang Meyer von der Konrad-Adenauer-Stiftung. „In der Öffentlichkeit ist der Grenzstreit zu einem Tabuthema geworden.“ Unmissverständlich machte der Premier in einer Fernsehansprache am 17. Oktober 2005 klar, was diejenigen erwarten, die versuchten, diese Diskussion für eine Aktion gegen ihn zu nutzen. Dabei bezog er die Vergangenheit und seinen langjährigen Widersacher Sihanouk mit ein. „Ich bin nicht Norodom Sihanouk, der anderen die Möglichkeit zu einem Umsturz bietet“, ließ er verlauten. „Hun Sen wird das nicht zulassen. Wer dies versucht, wird sterben.“

Aufgrund seiner Cleverness arbeitete sich Hun Sen schnell an die Spitze. Auch seine Vergangenheit bei den Roten Khmer stand ihm dabei nicht im Wege, sondern war sogar eher hilfreich. In der Ostprovinz Kompong Cham geboren, rückte er innerhalb der Rangordnung der ‚Steinzeit-Kommunisten‘ vom Botenjungen bis zum Kommandeur über einen Landstrich im Osten auf. Als die Führung der Roten Khmer begann, auch in den eigenen Reihen Säuberungen durchzuführen, floh Hun Sen nach Hanoi. Diese Entscheidung sollte sich für den 52-Jährigen als Schicksalsschritt erweisen. Schnell erkannten die Partei-Oberen in Vietnam die Zielstrebigkeit Hun Sens und machten ihn nach dem Einmarsch 1979 innerhalb der durch Hanoi eingesetzten Regierung unter Heng Samrin zum Außenminister.

Allen Widrigkeiten zum Trotz hält sich Hun Sen seit seiner Ernennung zum Premierminister 1985 an der Macht. Sowohl 1993, bei den durch die UN beaufsichtigten Wahlen, als auch 2003 erzielte er mit seiner CPP, der Cambodian Peoples Party, zwar nur das zweitbeste Wahlergebnis, doch entweder mit Gewalt, wie beim Putsch 1997 oder durch Zuwendungen, wie 2004, schaffte er es, seine Position zu verteidigen. Wolfgang Meyer zufolge habe sich Prinz Ranariddh, der mit seiner FUNCINPEC, die 2003 Mehrheit der Stimmen erhielt, unter anderem durch die Schenkung eines Privatjets von seinem Vorhaben abbringen lassen, eine Koalition mit der Sam Rainsy Party, der drittstärksten politischen Kraft im Land, einzugehen und so auf demokratischem Wege das Ende der Ära Hun Sen einzuleiten.

Dass der de facto Diktator mit seinen Gegnern alles andere als zimperlich umzugehen pflegt ist allseits bekannt – konnte allerdings niemals nachgewiesen werden. So gilt als sicher, dass Hun Sen den Mord an Chea Vichea in Auftrag gegeben hat. Der unbequeme Gewerkschafter wurde im Janu-

ar 2004 in Phnom Penh auf offener Straße erschossen. Hinweise auf einen möglichen Täter wurden nie gefunden. Vichea war gleichzeitig Mitbegründer der Sam Rainsy Party, deren gleichnamiger Führer zu einer realen Bedrohung für die Machtelite geworden war. Bei den vergangenen Wahlen sicherte sich die SRP die Mehrheit in Phnom Penh.

Besonders Sam Rainsy hatte die Diskussion um den Grenzvertrag mit Vietnam immer wieder angefacht. Schließlich musste er Halsüberkopf das Land verlassen. „Der US-Botschafter hat ihn selbst zum Flughafen eskortiert“, berichtet Meyer, der gute Beziehungen zur amerikanischen Botschaft unterhält. Um den politischen Rivalen endgültig kaltzustellen hat Hun Sen nach Aufhebung der Immunität ein Verfahren wegen Landesverrats gegen Sam Rainsy ins Rollen gebracht. Damit sitzt dieser in der Zwickmühle. Sollte er aus Paris, wohin er ausgeflogen worden war, zurückkehren, droht ihm das Gefängnis. Mit Mam Sonando sitzt dort bereits der Leiter des privaten Radiosenders ‚Beehive‘. Er hatte es gewagt, ein Interview mit der in Paris ansässigen Gruppe ‚Cambodia’s Border Comittee‘, die der Grenzpolitik der Regierung kritisch gegenübersteht, auszustrahlen.

Vom Aufschrei aus den Reihen der internationalen Menschenrechts-Organisationen zeigt sich Hun Sen unbeeindruckt. Trotz kontinuierlich aufflackernder Widerstände sitzt er fest im Sattel. Mit seinen Parvenüs kontrolliert er Polizei und Militär und ist damit – so unsinnig es klingen mag – der Garant für Stabilität in Kambodscha. Zähneknirschend sind die ausländischen Organisationen gezwungen mit der Regierung zusammenzuarbeiten. „Wir können zwar protestieren, doch an Hun Sen führt kein Weg vorbei“, sagt Anisha Schubert vom Deutschen Entwicklungsdienst.

Über das gesamte Land haben die drei großen Parteien ihre Dependancen verteilt, beinahe in jedem Dorf, das ich durchfahre, finden sich Schilder, die auf die Vertreter von CPP, FUNCINPEC oder SRP hinweisen. „Vor Wahlen wird hier dann Reis an die Bewohner verteilt“, erklärt mir ein Motorradtaxi-Fahrer, der sich Mr. Theal nennt. „Wenn die Leute richtig wählen, dürfen sie den Reis behalten, ansonsten wird er wieder abgeholt.“ Im Vorfeld der vergangenen Wahlen hat sich die CPP hier als besonders phantasievoll erwiesen: Schuhe wurden an die Bewohner verteilt, allerdings nur die für den linken Fuß. Den Rechten, so berichtet Mr. Theal lachend, gab es bei erbrachter Wahlschuld.

Beinahe habe ich das Ziel erreicht, in Snoul geht es mit einem Pick-up weiter. Mein Taxifahrer raucht selbstzufrieden eine Zigarette. Die Waffe ruht wieder in der ‚Alain-Delon-Tüte‘ neben dem Sitz. Stolz präsentiert er mir eine Karte, die ihn als Mitglied einer in Phnom Penh stationierten Militäreinheit ausweist und fügt hinzu, dass er in diese Gegend abkommandiert sei. Ob „Secret Agent Man“ oder nicht, denke ich mir, einer muss schließ-

lich die Drecksarbeit machen und den Leuten den Reis wieder wegnehmen – und die linken Schuhe.

14. Die dunkle Seite der Macht

Frauen, Waffen, Drogen? Sofort nach der Abfahrt am Pochentong Airport Phnom Penhs stellt der Motorradtaxi-Fahrer die obligatorischen Fragen. Ich lehne dankend ab. Gerade habe ich den wohl besten Flug meines Lebens hinter mich gebracht. Mit einer alten Iljuschin, einer russischen Propellermaschine, ging es von dem aus einer Sandpiste und einem Holzterminal bestehenden Flughafen in Ban Lung zurück in die Hauptstadt. Dank des klaren Wetters und der niedrigen Flughöhe war der Flug, den ich mir anstelle einer strapaziösen Drei-Tages-Tour über teils kaum passierbare Straßen gegönnt hatte, ein absolutes Erlebnis. Schnell wandelte sich die von Dschungel und Hügeln geprägte Landschaft des dünn besiedelten Nordostens in das für Kambodscha typische tellerflache Szenario, durchsetzt von sich amöbenartig ausbreitenden Wasserflecken. Und immer wieder der Mekong, der aus der Höhe mit seinen braunen Wassermassen beinahe noch mächtiger aussieht.

Mein Fahrer macht einen etwas nervösen Eindruck. Ich frage ihn, ob es ein Problem gäbe. Er müsse etwas auf die Polizei aufpassen, antwortet er und sucht die Kreuzung nach Uniformierten ab. „Ich habe kein Nummernschild“, erklärt er. Als ich ihn auf einen Polizisten an einer Straßenecke aufmerksam mache, wiegelt er ab: „Keine Sorge, den kenne ich.“ Es scheint einer dieser Tage zu sein, an denen die Staatsdiener versuchen, ihren kargen Sold durch verstärkte Kontrollen aufzubessern. Da kann ein fehlendes Nummernschild oder ein defekter Blinker – beides eigentlich keine große Sache, wenn man bedenkt, dass vier Personen auf einem Motorrad ohne Verkleidung durchaus keine Seltenheit sind – schon einmal zum Vorwand für eine Kontrolle werden. Einmal ins Netz gegangen, führt der Weg zurück in die Freiheit nur über den eigenen Geldbeutel.

Ich bitte meinen Fahrer, der sich kurz Tam nennt, zu halten. Gerade will ich ihm die ausgemachte Summe reichen, da zeigt er mit dem Finger auf eine Szene, die sich 100 Meter weiter an einer Ampel abspielt. „Genau so etwas passiert dann“, grinst er. Einige Verkehrspolizisten reden auf einen wenig glücklich aussehenden Motorrad-Fahrer ein. „Was ist passiert?“, frage ich naiv. „Es kann alles Mögliche sein, aber wahrscheinlich hat er, als die Ampel umsprang, einfach zu viel Gas gegeben, das reicht meistens schon“, sagt Tam. „Wenn er clever ist, kommt er mit 3.000 Riel davon. Sie wollen immer 5.000 (etwa einen Dollar), aber man kann handeln.“ Eine Quittung gibt es selbstverständlich nicht.

Die Korruption ist im täglichen Leben allgegenwärtig. So berichtet mir ein Hotelangestellter, der im Hauptberuf Lehrer ist, dass er 100 Dollar dafür zahlen musste, um die Schule wechseln zu dürfen um so näher am Wohnhaus seiner Familie zu sein. Ist ein Schüler kein Angehöriger der etwa 50 Familien, die in Kambodscha den Lauf der Dinge bestimmen, müssen die Eltern tief in die Tasche greifen, um ihrem qualifizierten Kind die Zulassung zur Universität zu erkaufen. Die Qualifikation spiele dabei kaum eine Rolle, erklärt er. „Normalerweise kostet die Unterschrift, die das Universitätsstudium ermöglicht, 1.000 Dollar.“ Trotz der für den Großteil der Bevölkerung unerschwinglichen Summe wollen viele Eltern ihren begabten Kindern eine bessere Ausbildung ermöglichen und verschulden sich oft hoffnungslos.

Was sich auf den Straßen Kambodschas im Kleinen abspielt, kann der Besucher am linken Flussufer des Tonle Sap, gegenüber der Flaniermeile des Sisowath Quai, im Großen bestaunen. Nachdem an der Spitze der Halbinsel, am Zusammenfluss von Tonle Sap und Mekong, in den vergangenen Jahren bereits ein streng abgeschottetes Viertel hochgezogen worden war, in dem vornehmlich Regierungsangehörige ihre Häuser haben, entsteht nebenan das neue Regierungsgebäude. 26 Millionen Dollar sind für den Bau veranschlagt. Das Geld kommt von Freunden aus Peking. China will die guten Beziehungen aufrechterhalten und sich so seinen Teil bei der Plünderung des Landes sichern. So sind im Norden Kambodschas weite Dschungelgebiete gerodet worden, um dort Pinien anzupflanzen. Vom Anbau des schnell wachsenden Gehölzes profitieren die Chinesen exklusiv: Die Pinien werden im ‚Reich der Mitte‘ zu Papier verarbeitet. Auch beim illegalen Export von Edelhölzern sind es von Übersee-Chinesen geführte Firmen aus Malaysia, die den Handel bestimmen. Durch Gefälligkeiten sichert sich China, das neben Kambodscha auch in Laos und Myanmar größten Einfluss auf Handel und Politik besitzt, sein Stück vom Kuchen. So sind es chinesische Firmen, die das aus Sandpisten bestehende Straßennetz im Norden Kambodschas im Regierungsauftrag ausbauen.

Viele Chinesen haben sich bereits im verlassenen Norden angesiedelt und hoffen durch den bevorstehenden Tourismus-Boom viel Geld zu machen. Beim Abendessen spreche ich mit der Chefin eines kleinen Hotels in Ban Lung, die sich als Madame Kim vorstellt. „Die Hotels, die es hier bisher gibt, gehören ausschließlich Chinesen, ich allein habe zwei und will mir jetzt ein drittes kaufen“, sagt die 45-jährige Dame mit dem breiten Gesicht. Sie stamme ursprünglich aus einer Provinz nahe der nordkoreanischen Grenze, sei aber wegen des Geschäftes und der guten Luft nach Rattanakiri gekommen. „Ein Teil meiner Familie lebt schon seit langer Zeit hier.“ Noch ist die Zahl der Touristen, die sich in diesen abgelegenen Landstrich verirren, sehr überschaubar, doch Madame Kim ist sich sicher: „Wenn die Straße

erst einmal fertig ist, dann werden mehr kommen.“ Vorbereitet ist die tüchtige Geschäftsfrau: Dschungel-Trekking, Elefantenreiten und Ausflüge in die Umgebung, inklusive Übernachtung in einem Eingeborenendorf, stehen auf dem Programm.

Neben den Chinesen kaufen immer mehr Investoren aus Phnom Penh das Land auf. „Die Preise sind explodiert“, erklärt mir ein Mann auf dem Markt. Kurz zuvor, so erzählt er, habe er sich noch für 700 Dollar ein Grundstück am See etwas außerhalb des Ortes gesichert. „Das ist jetzt schon gut 1.000 Dollar wert.“ Leider fehle ihm das Geld für einen ordentlichen Zaun, doch der sei unerlässlich, da sich ansonsten die neuen Nachbarn immer mehr von seinem begehrten Land aneignen würden. Die angrenzenden Grundstücke gehörten ausschließlich reichen Leuten aus Phnom Penh, die über gute Beziehungen zum Premierminister verfügten. Gerüchten zufolge, die auch von meinem Gesprächspartner mit einem Nicken bestätigt werden, sollen durch die groß angelegten Landkäufe Gelder aus dem Drogen- und Menschenhandel gewaschen werden. Premierminister Hun Sen hat sich für die kommende Woche zu einer Stippvisite angekündigt.

Auch vor dem Heiligtum der Khmer-Kultur macht der Ausverkauf nicht halt. Mit Sokimex hat sich eine Ölfirma die Rechte am Verkauf der Eintrittskarten für die Tempel in Angkor unter den Nagel gerissen. Nicht von ungefähr verfügt der Konzern, der nach dem Einmarsch Vietnams 1979 gegründet worden war, über beste Kontakte zum Premier. Neben seiner Funktion als Chef von Sokimex ist Sok Kong gleichzeitig Präsident der kambodschanischen Handelskammer. ‚Mian dtoek, mian trey‘, lautet ein kambodschanisches Sprichwort. ‚Wo Wasser ist, sind Fische.‘